

**Zeitschrift:** Schweizer Spiegel  
**Herausgeber:** Guggenbühl und Huber  
**Band:** 7 (1931-1932)  
**Heft:** 5

**Artikel:** Das Jahr in der Fremde : Antworten auf unsere Rundfrage  
**Autor:** [s.n.]  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-1065241>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

**Download PDF:** 24.05.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

# Das Jahr in der Fremde



## Antworten auf unsere Rundfrage

### Der Überseer

**I**ch habe 19 Jahre lang in Argentinien gelebt und mancherlei Schweizer kennen gelernt, die ihr Jahr in der Fremde absolvierten.

Viele kamen daher, als hätten sie einen Lorbeerkrantz auf dem Hut und eine Karte: Ehrenmeldung für Elite-Rasse, Jakob Streuli aus Zürich, Vollblut-Schweizer!!! Das ist ein amüsanter und auch melancholisches Kapitel: jeder Schweizer hat irgendwo in der Schule oder im Verein gehört, dass man im Ausland die Schweizer durchweg mit offenen Armen empfängt. Er « weiss » genau, dass Deutsche oder Franzosen, geschweige denn solch minderwertige Rassen wie Spanier oder Italiener punkto Intelligenz, Ehrlichkeit und Tüchtigkeit mit keinem Schweizer konkurrieren können. Im Ausland erlebt er dann eine Enttäuschung nach der anderen. Kein Mensch schlägt bei seiner An-

kunft vor Entzücken die Hände zusammen; keinem Menschen fällt es ein, den Schweizer einzig und allein seiner Nationalität wegen für ein höheres Wesen zu halten; die Ausländer wissen nicht einmal, dass die Schweizer die besten Schützen der Welt sind.

Dagegen macht Jakob Streuli die Entdeckung, dass mancher Argentinier unter seinen literarischen Schätzen die Tagebücher des Genfer Philosophen Amiel besitzt, sogar liest und immer wieder liest. (Wer ist übrigens dieser Amiel? Den hat man doch in der Schule nicht « gehabt »...!?)

Am ersten Abend war man mit ein paar argentinischen Studenten zusammen, empfohlen durch einen in Zürich studierenden Argentinier. Aber was erlaubten sich die jungen Leute dem ausländischen Gast gegenüber? Führten ihn in ein Café, wo man bis in die Nacht hinein sitzen blieb, einen Schwarzen nach dem andern trank und den Fremdling in aufdringlicher Weise um seine

Meinung über den Völkerbund, über Gandhi, Picasso, Zuloaga, Nurmi, Le Corbusier und Unamuno anbohrte.

Einer der Studenten sah den schneidigen Bierzipfel des Herrn Jakob Streuli alias Bambus, hatte aber kein rechtes Verständnis für dessen Bericht über das studentische Verbindungswesen in der berühmten Republik. Er wollte nicht einmal glauben, dass in der Schweiz mancher krummgehockte Buchhalter, manche Putzfrau, mancher Lehrer den letzten Franken opfert, damit der hoffnungsvolle Sohn studieren kann, ohne daneben zu arbeiten. Damit er aber auch mit seinen Kameraden « aus den besten Familien » am Jahrestage der Universität in einer bekränzten Kutsche, mit weissen Stulphandschuhen, mit einem Säbel zwischen den Knien und mit dem Deckel einer Gerber-Käslischachtel auf dem Kopf, zwischen den Reihen der wonneschauerdurchrieselten höheren Töchter hindurchschweben kann...

Heute geht unser Freund Streuli zu einem älteren langansässigen Schweizerherrn, an den er empfohlen ist. Merkwürdigerweise wird er auch hier nicht mit patriotischen Freudentränen, sondern mit spöttischer Zurückhaltung empfangen.

Der landeserfahrene Berater wird ihm nun sagen, er solle unter keinen Umständen länger als ein paar Tage in Buenos Aires bleiben. Er solle eine Stelle annehmen an irgendeinem kleinen Ort weit im Innern, wo er vom ersten Tag an Spanisch sprechen müsse und Land und Leute gut kennen lernen werde. Er wüsste ihm zufällig eine Stelle als Volontär auf einem grossen Landgut, auf einer Estancia..., da hätte er allerlei Schreibarbeiten zu besorgen, den über hundert Knechten die wöchentlichen Lebensmittelrationen auszuteilen, und er könnte nebenbei lernen, in praktischer Weise mit dem Vieh umzugehen.

Das sind natürlich saublöde Ratschläge, die der alte Herr dem Pionier erteilt! « Ich, Absolvent der Kantonalen Handelsschule und ehemaliger Angestellter der Schweizerischen Kreditanstalt, soll mich unter den Halbindianern vergraben? Ich, Jakob Streuli sollte... nein, das ist ja saublöd! »

Um den Ärger herunterzuspülen, geht man jetzt einmal ins Restaurant « Gambrinus », dessen Adresse man unter etwa hundert in der Deutschen La Plata-Zeitung gewählt hat. Merkwürdigerweise hat der Kellner den Gast sofort als Neuankömmling erkannt ..

und gibt ihm darum ausführlich Auskunft über die argentinischen Verhältnisse, wie er sie dreissig Jahre lang durch Bier- und Tabaksdunst genau beobachtet hat. Er wird ihn auch gerne mit Schweizer Landsleuten bekannt machen.

Am gleichen Abend hat unser Streuli mit mehreren netten Landsleuten Freundschaft geschlossen. Es vergehen zwei Wochen, und schon ist er Mitglied des Schweizer Turnvereins, des Schweizer Gesangvereins, des Schweizer Schützenvereins und des Jodelclubs Alpenrösli. Allerdings hat er einen Teil des von zuhause mitgebrachten Notpfennigs für Eintrittsgelder und Mitgliederbeiträge verbraucht, aber dafür ist er nun unter anständigen Leuten, ist nicht auf die Argentinier angewiesen, hinter deren Freundlichkeit « bekanntlich » viel Falschheit steckt.

Jakob Streuli hat auch ziemlich bald eine Stelle in Buenos Aires gefunden. Allerdings kann er nur ein paar Brocken Spanisch, und mag jetzt nicht seine Verpflichtungen in den verschiedenen Vereinen vernachlässigen, um die unentgeltlichen Abendkurse für Ausländer zu besuchen, die in verschiedenen argentinischen und auch deutschen Schulen abgehalten werden. Merkwürdigerweise wird in den meisten Geschäften auch Englisch verlangt; Englisch sei die Weltsprache. Dies versteht der Schaggi nicht, denn man hat ihm schon in der Sekundarschule bestimmt erklärt, dass Französisch die Weltsprache sei. Er hat in der Handelsschule über vier Jahre Englisch getrieben, aber in Argentinien haben alle Leute eine ganz komische Aussprache und wollen sein Englisch nicht verstehen. Nicht einmal die Engländer verstehen ihn!

Wegen mangelnder Sprachkenntnisse bekommt er vorläufig nur einen recht kleinen Lohn, tröstet sich aber damit, dass die anderen Schweizer und Deutschen, die im gleichen Bureau ihre Fingernägel abknabbern, auch nicht mehr verdienen.

Am Abend sitzt man jeweils in einer wahrhaft gemütlichen Kneipe im Kreise der Turn-, Gesang- und Jass-Kollegen. Einstimmig stellt man jeden Tag aufs neue fest, dass Argentinien ein « Affenland » ist, die Argentinier geschniegelte Löli und die Argentinierinnen gemalte Puppen. Niemand hat Verständnis für den strammen Pionier, der bei grösserem Entgegenkommen seitens der einheimischen Bevölkerung eventuell geneigt wäre, im Lande zu bleiben, um mit wenig

Arbeit ein Riesenvermögen zu erwerben, wie es Herr Zuberbühler, der argentinische Bankmagnat appenzellischer Herkunft, gemacht haben « soll ».

Natürlich wohnt man nicht in einer argentinischen Familie, wo den ganzen Tag bloss Spanisch geschwätzt wird und wo man nicht einmal Sauerkraut oder Knöpfli zu essen bekäme. Streuli wohnt in einer europäischen Pension, wo noch « Gemütlichkeit » herrscht. In seinem Zimmer hängt ein Perlmutterbild der Tellskapelle, zwei geschnitzte Schwäbli mit der Aufschrift « Interlaken » haften am Türrahmen, und auf dem Tisch steht eine heimatliche Blumenvase: Porzellan-Kuh mit offenem Rücken, auf der linken Flanke ein Bild des Rhonegletschers, auf der rechten Seite « Gruss aus Gletsch ».

Auch sonst braucht man nichts von der heimatlichen Gemütlichkeit zu entbehren. Man hat ja seine Vereine, und jede Woche gibt es ein Fest, ein Dutzend Feste der deutschen und schweizerischen Vereine, Theateraufführungen, Konzerte, Bierabende und so weiter; man hat zwei sehr gute deutsche Zeitungen...

Langsam aber doch unterhaltsam geht ein Jahr herum. Da beantwortet der Herr Prokurist den Wunsch nach einer Lohnaufbesserung mit der Kündigung. Macht nichts. Argentinien war einem sowieso schon verleidet, und man löst ohne viel Umstände eine Karte für die Rückreise. Die Reise dritter Klasse ist billig, und zwischen Bremerhaven und Basel ist genügend Zeit, um die vom Lloyd auf das Gepäck gekleisterten proletarischen Drittklassetiketten abzukratzen.

Vor der Abreise lässt man von einem ambulanten Photographen eine Freilichtaufnahme machen: unter einer mächtigen Palme (zwei Schritte vom Hafen entfernt, aber das sieht man ja nicht) steht in lässiger Haltung Jakob Streuli, in weissen Hosen und mit « Tennisschuhen ». Man lässt noch Visitenkarten drucken:

*Jakob Streuli, Buenos Aires*

Es werden noch ein paar Dutzend Ansichtskarten gekauft von Buenos Aires (gedruckt bei Künzli Frères in Zürich) und zwei oder drei Bücher über Südamerika. Für die Freunde und Verwandten in der Schweiz kauft man schöne Indianersachen (made in Czecho-Slowakia), und nun kehrt man dem

Affenland mit einem Seufzer der Verachtung und der Erleichterung den Rücken.

Nach 18 Tagen ist man wieder im lieben alten Europa und fährt mit der Bahn der Heimat zu. In Basel hat man eine Stunde Aufenthalt. Endlich kann man wieder einen guten Becher trinken, einen anständigen Stumpfen rauchen und eine wackere Kellnerin poussieren.

Daheim lässt man es sich ein paar Wochen gut sein bei Freunden und Verwandten, erzählt von seinen interessanten Abenteuern mit den « Indianern », zeigt seine Postkarten und erfindet einen spannenden Text dazu.

Wenn die heimgebrachten zweihundert Fränkli schwinden, setzt man ein Inserat in die Zeitung:

*« Junger Schweizer Kaufmann, Handelschuldiplo, ausgedehnte Praxis und erstklassige Verbindung Übersee, Deutsch, Französisch, Englisch und Spanisch perfekt, sucht Stelle als Exportleiter und Prokurist bei nur erstklassiger Firma. Finanzielle Beteiligung nicht ausgeschlossen. »*

**Wer nie sein Brot mit Tränen ass . . .**

Vor sechs Jahren reiste ich mit dem Diplom einer höhern Töcherschule nach Genf an eine Stelle als Stütze der Hausfrau. Schon brieflich hatte ich meinen Monatslohn auf Fr. 25 festgesetzt. Ich wollte mich nicht ausnützen lassen wie Frida und Ella, verstand ich doch ordentlich französisch und war auch im Haushalt nicht unbewandert. Ich wollte einfach fremdes Brot essen, in fremde Verhältnisse hineinsehen.

Und was geschah? Bitterschwer fiel mir das Magdsein, sinnlos das ewige Putzen. Mme. H. war schrecklich pedantisch. Mit einer Leiter kletterte ich allwöchentlich den Wänden nach, sie abzustauben. Wie hasste ich auch die künstlichen Blumen, die geschüttelt und gepinselt werden mussten. Wie die schweren Draperien, das geschnitzte Büfett! Vor allem aber war mir der mit Teppichen belegte Korridor zuwider. Das Bürsten machte soviel Staub, und der « Lux » durfte nur am Donnerstag gebraucht werden, der Stromkosten wegen.

Und mein Französisch? Ach ja, ich lernte die Fachausdrücke des Haushalts kennen. Aber als ich einmal soweit war, stockte die Konversation. Denn worüber sollte Madame mit mir plaudern, als ich das tägliche Ar-

beitsprogramm beherrschte? Und abends war ich viel zu müde, um in den mitgebrachten Büchern zu lesen. Wie hatte mich auch zu Hause der Besuch eines Museums angeregt, ein Gang durch die Stadt erfrischt! Hier in Genf betrat ich nur einmal das Musée des Beaux-Arts. Aber abends und anderntags war ich so zerschlagen, dass ich weitere Besuche aufgab. Für die landschaftlichen Reize der neuen Umgebung hingegen war ich sehr empfänglich.

Nach langen Wochen hatte ich mich ergeben. Ich sehnte mich nicht mehr nach Erweiterung meines Wissens. Ich wurde dick und geistig unbeweglich, und Madame war mit ihrem Dienstmädchen zufrieden. Mein Interessenkreis umschloss nur mehr Essen, Arbeit und Schlaf. Wie gut verstand ich plötzlich das Dienstmädchen im Nachbarhaus, die Olga der Frau Dr. Z., die nur auftauchte, wenn der Chauffeur vorbeispazierte.

Einmal besuchte ich meine Freundin im Pensionat. Schon die gesellschaftlichen Formen der Anmeldung und des Empfangs bedrückten mich. Und als Alice mit den andern Töchtern gar auf Bälle und Ständchen zu sprechen kam, fühlte ich mich wiederum fremd. War dieses Gerede nicht sinnlos, wo doch so viele Menschen sich Tag um Tag todmüde schafften, so dass für ihre Liebhabereien weder Kraft noch Zeit übrig blieb? Erlebte ich nicht selbst, dass solche Wünsche im Alltag untergingen? Das Pensionat betrat ich nie mehr.

Als ich im Frühjahr heimkehrte, hatten die Eltern viele Mühe, bis ich mich aufge rappelt hatte und mich auch an Einladungen zu bewegen wusste.

Und der Sinn meines Welschlandaufenthaltes? Ich finde ihn darin, erfahren zu haben, dass das praktische Arbeiten und dazu in anderer gesellschaftlicher Schicht mich reifer machte. Die Dienstbotenfrage wäre vielleicht besser zu lösen, wenn jede zukünftige Frau und Mutter selbst einmal in dienender Stellung gearbeitet hätte. Dass dies nicht nur in der welschen Schweiz geschehen kann, ist selbstverständlich.

\* \* \*

### Die Welt wird immer kleiner

**W**as ich schreibe, bezieht sich auf Erfahrungen mit jungen Bureauangestellten beider Geschlechter.

Längerer Ausland- oder Welschlandaufenthalt vor dem Alter 19—20 ist nicht zu empfehlen. Es scheint mir für die Gestaltung einer Individualität günstig, wenn die zugehörige Person nicht nur ihre Kinderzeit, sondern auch die entscheidenden Reifejahre im selben örtlichen Milieu verlebt. Nur auf diese Weise entsteht die fürs ganze Leben wertvolle Bindung an Volk und Erde der engeren Heimat, mit denen geheimnisvolle, nährenden und schützenden Kräfte verbinden. Ein Mensch, der in seiner Jugend viel hin- und hergezogen oder zu früh von zu Hause fortgezogen ist, wird später das für jeden im tiefsten Grunde notwendige und beglückende Gefühl einer eigentlichen Heimat vermissen.

Damit ist nichts gesagt gegen Ferienaufenthalte in der Fremde, im Gegenteil.

Grundsätzlich ist der Aufenthalt an einer Stelle, in Geschäft oder Familie, dem Schulaufenthalt vorzuziehen. Nur wer Fremde bei der Arbeit und in ihrer Häuslichkeit erlebt, lernt sie wirklich kennen. Bedauerlich, dass die nie gekannten Erschwerungen der internationalen Wanderung das Arbeiten im Ausland fast unmöglich machen. Die diplomierten Handelsschülerinnen oder ausgebildeten Lehrtöchter, die jeweilen als Gouvernanten nach England, Frankreich, Italien gingen, haben es oft recht gut getroffen, manchmal schwer gehabt, fast immer aber eher mehr profitiert mit Bezug auf Sprachkenntnisse und gesellschaftliche Erziehung, als die jungen Commis, welche in Paris oder London auf einer Grossbank uninteressante Arbeit machten und abends mit den Landsleuten einen Jass klopften.

Die Welt wird immer kleiner. Während früher die jungen schweizerischen Angestellten sich in Paris, London und Mailand Rendez-vous gaben, höchstens noch einen Kontrakt nach Afrika machten, sind in den letzten zehn Jahren manche nach Nord- und Südamerika gegangen. Zurzeit ist auch das nicht mehr leicht. In den meisten Fällen ist nur noch Schulbesuch, Pensionsaufenthalt oder Gratisarbeit möglich.

Den grössten Irrtum in der Auswertung ihres Auslandsaufenthaltes begehen die jungen Leute vielmals in der Angelegenheit der Erlernung der Fremdsprache. Sie haben einige Grundlagen von den heimischen Schulen her, gehen nach Paris, in der Meinung, das Französische würden sie mit der Luft einatmen. Sie vergessen, dass

eine Sprache auf alle Fälle und namentlich wenn man sie in beruflichen Angelegenheiten schriftlich handhaben soll, *gelernt* werden muss und dass Sprachaneignung, ob sie daheim oder im Ausland erfolgt, eine Sache jahrelanger, ernsthafter Arbeit ist. Das dem Lernenden während seines Auslandsaufenthaltes in Geschäft und Privatverkehr täglich zufließende Sprachgut ist keineswegs genügend. Es ist also, auch wenn man im Ausland lebt, nötig, viel zu lesen und Unterricht zu nehmen.

\* \* \*

### Die Hauptsache ist Mut

**I**m Jahre 1924 befand ich mich in unbezahltem Urlaub während eines Jahres in England und beantworte die gestellten Fragen wie folgt.

1. Vorerst empfiehlt sich heute der Besuch einer guten Sprach- oder Handelsschule. Daneben meide man den Verkehr mit Landsleuten soviel als möglich und verkehre ausschliesslich mit Leuten des fremden Landes. Im « Cercle Suisse » lernst Du wohl jassen und schimpfen, nur nicht die gewünschte Fremdsprache. Helfen können Dir die Landsleute in den wenigsten Fällen, da sie selbst oft mit Schwierigkeiten zu tun haben.

2. Beziehe nie ein Zimmer in einem möblierten Hotel (vielleicht ausser in den ersten Tagen Deiner Ankunft in der fremden Stadt), keinesfalls in Paris oder London. Wie viele meiner Freunde führen nur deshalb ein allzu leichtes Leben, weil keine Hemmungen sie mehr vor leichten Gewohnheiten im möblierten Hotel zurückhalten. Weiter fehlt Dir darin jede familiäre Bindung und Gefühl. Suche Dir besonders in England ruhig eine Bude in einem Boarding House, bis Du der fremden Sprache etwas mächtig bist und die Landessitten etwas kennst. Dazu bietet Dir die Familienpension die beste Gelegenheit. Verlasse aber solche, sobald Du Dich selbst sicher und frei bewegen kannst und suche Dir ein Zimmer, eventuell Pension bei einer guten Mittelstandsfamilie. Denn dort lernst Du fast in allen Ländern den wirklichen Volkscharakter kennen. Wenn die Familie Deine Sprache nicht kennt, um so besser. Schliesse Dich für die erste Zeit so eng als möglich an den Familienkreis an, denn er wird Dir einigermaßen Ersatz Deiner Familie zu Hause werden. Meine Sprachkenntnisse und Er-

fahrungen verdanke ich den abendlichen Bridgeparties bei meiner Zimmerfrau und den Vorträgen im Hyde Park.

3. Der Aufenthalt in Ländern mit erschweren Arbeitsbedingungen ist in der gegenwärtigen Zeit nur noch Leuten mit ausreichenden Geldmitteln zu raten oder ganz energischen Menschen mit einer tüchtigen Portion Galgenhumor, die auch vor einer Ausweisung aus dem Lande nicht zurückschrecken. Ohne Arbeitsbewilligung war auch ich einen Monat als Reisender, zwei Monate als Bureauangestellter und während weitem zwei Monaten als Nachtportier tätig, einer Ausweisung oder gar Freiheitsstrafe jeden Tag ruhig in die Augen blickend.

Wer etwas Initiative besitzt, vermag sich leicht den fremden Sprachunterricht durch Austausch mit Stunden in seiner Muttersprache zu verdienen. Daneben habe ich mir seinerzeit wöchentlich noch manchen Schilling durch Stunden in der italienischen und französischen Sprache, sowie manchen Nachmittagssteck verdient. Durch gelegentlichen Handel hielt sich zu jener Zeit mein Freund in Liverpool während drei Monaten über Wasser. Ich selbst verdiente mir mit Artikeln an schweizerischen Zeitungen monatlich gerade genug, um den einfachen Lunch zu bezahlen. Und wenn sich sonst gerade Gelegenheit zu einer manuellen Arbeit, wenn es nur als Nachtportier ist, bietet, so sollte meines Erachtens auch diese Arbeit nicht gescheut werden, denn es ist heute noch meine liebste Erinnerung an London, wenn ich daran denke, wie ich mit Galgenhumor jede Nacht 120—150 Paar Schuhe putzte und dabei je nach dem Trinkgeld, das im Schuhe steckte, mehr oder weniger oder gar keine Wichse anstrich...

\* \* \*

### Ça c'est Paris

**W**enn ich nochmals jung würde, wissen Sie, wie ich meine Welsch- und Auslandsaufenthalte gestalten möchte? Genau so, wie ich's erlebt habe! Diese Aufenthalte in der Fremde gehören zu den Abschnitten meines Lebens, die für meine spätere Lebensauffassung entscheidend wurden.

Mit 17 Jahren (ich beendigte eben die zweite Klasse einer höheren Mädchenschule und hatte, wie es so in jenem Alter geht, den Kopf voll romantischer Dinge, zu denen nun auch einmal die Pensionatsromane gehören) war es mein Wunsch, selbst einmal

eine Figur in solch einem Institut zu spielen. Anfangs grosse Begeisterung — nach einigen Wochen Zweifel, Langeweile, Reue! Das Pensionat war nicht schuld daran, es war nicht besser und nicht schlechter als Dutzend andere in der Westschweiz. Ich war nicht ungerne dort; die Launen der Pensionsmutter waren erträglich, das Essen reichlich, die Arbeit abwechslungsreich. Aber worauf ich mich so gefreut hatte: viel, viel Neues zu lernen — das traf nicht ein. In der Sprache machte ich nicht Fort-, sondern Rückschritte, da ich mit andern Mädchen die Lektionen durchnehmen musste, die weit weniger Kenntnisse besaßen; ja, einige davon waren gänzlich Anfängerinnen. Andere Fächer, wie Kochen und Zimmermachen, interessierten mich damals noch nicht im geringsten. Ich fing bald an, mich zu langweilen, und immer stärker wurde das Bewusstsein, ich sei hier nicht am richtigen Ort. Die Sehnsucht nach unseren wundervollen Lehrfächern an der Mädchenschule wurde immer grösser, und so schrieb ich meinen Eltern am Ende des ersten Vierteljahres sachlich alle Gründe, die mich bewogen, dem nun seines Glorienscheines enthobenen Pensionatsleben Ade zu sagen. Erstaunlich rasch war Vater einverstanden und holte mich an einem schönen Julimorgen selbst ab, verband die Heimfahrt sogar mit einem kleinen Reislein in die umliegenden Städte, und es war herrlich, herrlich! Noch heute atme ich erleichtert auf in der Erinnerung an den «Morgen meiner Freiheit»!

Nun denken Sie natürlich, ich rate niemanden zu einem Pensionatsaufenthalt! Im Gegenteil, ich wünsche jedem Mädchen, einige Zeit dort verbringen zu können. Denn man ist nachher von den romantischen Einbildungen gründlich geheilt. Wäre ich durch irgendeinen Grund verhindert worden, ins Welschland zu gehen, so bin ich gewiss, dass ich heute noch um das verlorene Jungmädchenparadies trauern würde.

Zu Hause trat ich wieder in die Mädchenschule ein, und mit doppeltem Lerneifer beendigte ich die dritte Klasse.

Es ist klar, dass ich mich nicht mit diesem kurzen Aufenthalt in der Fremde begnügte. Als nun mein älterer Bruder beabsichtigte, eine Reise durch Frankreich zu machen, schloss ich mich ihm bis Paris an, um dort eine Stelle in einer Familie anzunehmen.

Anfänglich hatte ich das schönste Leben als Kinderfräulein eines lieben, anschnieg-samen, dreijährigen Mädchens. Allmählich merkte Madame, dass ich auch noch andere Fähigkeiten besass. Niemand könne so gut wie ich ihre seidenen Strümpfe stopfen, niemand so nett den Tisch decken, ob ich nicht einmal der Philomène (Zimmermädchen) beim Servieren helfen wolle? Das Abendkleid müsse auch aufgebügelt werden, aber sorgfältig, und ob ihre Schultern und Arme genügend gepudert seien? Es ging nicht lange, war ich mehr Kammerzofe als «bonne d'enfant», und da ich direkt versessen darauf war, möglichst alles zu lernen, was es zu lernen gab und keine Arbeit scheute, ist mir das Jahr, das ich bei dieser Familie zubrachte, in jeder Beziehung sehr nützlich geworden. Ausser Kinderpflege und der damit verbundenen Arbeiten, lernte ich auch noch die Anfertigung entzückender seidener Unterwäsche, das Behandeln zarter Spitzen, Zusammenstellen feiner Menüs, vor allem leckerer Hors d'œuvres, das Mixen von Cocktails, das korrekte Servieren am Tisch, das Oeffnen der Austernschalen und Champagnerflaschen, ganz abgesehen von der Aneignung folgender Eigenschaften: Unterordnung unter den Willen der Dame, Umgang mit Dienstboten (wir hatten in einem Jahr sieben Köchinnen nacheinander), gutes Benehmen in Gesellschaft und vor allem rasche Fortschritte in der französischen Sprache, und zwar mit richtigem Pariserakzent. Von Madame lernte ich reizende französische Chansons mit Banjobegleitung, vom Zimmermädchen die aktuellen Gassenhauer!

Den Sommer verbrachte man in einem reizenden Landhaus ausserhalb Paris. Den Garten begrenzte ein Flüsschen, welches zum Schwimmen und Rudern einlud. Es gab auch Spazierfahrten im Auto. Es gab Lam-pionsfeste im Garten mit viel Gästen und viel, viel Arbeit, denn die prompte Abwicklung des Festes wurde mir ans Herz gebunden, so dass ich oft um 2 Uhr nachts mit geschwellenen Füssen todmüde auf mein Bett sank. Auch war die Launenhaftigkeit unserer Gnädigen oft unausstehlich. Sie drohte uns alle hinauszwerfen, lästerte über ihren Gatten, zerriss vor Wut ihre echte Perlenkette, drohte mit Selbstmord usw., Dinge, an die man sich mit der Zeit gewöhnte.

Während des Landaufenthaltes benützte ich die Gelegenheit, mit den einfachen Dorfbewohnern Gespräche anzuknüpfen, holte die Milch oft selbst in der nahen Sennerei und wunderte mich ob dem dort vorhandenen Schmutz.

In meiner freien Zeit besuchte ich natürlich alle Sehenswürdigkeiten in Paris und Umgebung. Die von vielen Müttern und Vätern so gefürchtete «moralische Gefahr der Großstadt» ist meines Erachtens ein Märchen. Gewiss wird man hie und da auf den Boulevards angesprochen, und zwar auffallenderweise meistens von älteren Herren; ein Achselzucken oder Wegwenden genügt aber immer, um nicht weiter belästigt zu werden. Nichtsdestoweniger wird die Denkart larger und freier, die romanischen Völker können ja so liebenswürdig lächelnd in bester Gesellschaft Dinge aussprechen, über die in einer braven Schweizerfamilie niemals geredet würde.

Was für Ratschläge würde ich nun einem jungen Menschen in die Fremde mitgeben?

1. Nimm Deine Siebensachen in einem oder zwei Handkoffern mit, um stets Bewegungsfreiheit zu haben und gegebenenfalls ohne Mithilfe von Gepäckträger und Taxis Dein Logis wechseln zu können.

2. Halte immer soviel Geld in einem versteckten Täschchen bereit, als die Heimreise kostet. Bei plötzlichem Todesfall zu Hause oder (bewahre uns!) bei ausbrechendem Krieg, einer Krankheit, Ausweisung usw. kann dieser Notpfennig ungeheuer zustatten kommen.

Und sonst?

Nein, keine ängstlichen Ermahnungen und Ratschläge; wer Ermahnungen wirklich nötig hat, gehe lieber nicht in die Fremde. Der Charakter unserer jungen Auswanderer aber soll vorher schon gefestigt sein; die Erziehung zum selbständigen und recht-schaffenen Menschen muss ja bekanntlich schon im Kindesalter, nicht erst nach der Schulzeit einsetzen. \* \* \*

### Das Problem des jungen Kaufmanns

**W**ie schwer haben es heute die jungen Kaufleute, ins Ausland zu kommen! Die Türen sind von allen Staaten, die für uns interessant waren, verrammelt, und nur einzelnen gelingt es, eine Arbeitsbewilligung zu ergattern. Und doch müssen sie fort. Hier finden sie ja keine Stelle, und ihre Zu-

kunft erheischt einen weltgeweiteten Blick, und unsere Volkswirtschaft hat weltgerieste Männer bitter nötig.

Die Auslandsgänger müssen es deshalb so machen, dass sie zu Studienzwecken für einige Monate unser Land verlassen. Der Vater und die Mutter müssen wieder für Monate in ihr Portemonnaie greifen. Wenn diese den Aufenthalt allein nicht finanzieren können, wird vielleicht der bisherige Prinzipal etwas beisteuern und der Papa Bund hat Fr. 50,000 vorläufig für diesen Zweck in seinem Voranschlag für 1932 eingesetzt. Er gibt gut ausgewiesenen jungen Kaufleuten Stipendien von Fr. 300 bis Fr. 700, auch die Kantone Zürich, Aargau, Thurgau und St. Gallen geben Ergänzungsstipendien von rund Fr. 200.

Was machen nun diese jungen Menschen in der Fremde? Sie besuchen eine Schule oder arbeiten ohne Zahlung in einem Kontor, in einem Laden, in einem Hotel. Ja, ich kenne solche, die sich als Officeburschen, Portiers und Bargehilfen nützlich machten und dadurch ihren Auslandsaufenthalt verlängern konnten. Es braucht natürlich viel Energie, Wissensdrang und Durchhaltewillen dazu, um so den Auslandsaufenthalt zu verlängern. Viele Hunderte junge Menschen gehen jährlich an die Schule des Schweizerischen Kaufmännischen Vereins London, wo sie sich innert sechs Monaten bei gehöriger Ausnützung aller Möglichkeiten das für einen Kaufmann nötige Englisch aneignen können. Die Sache kostet aber rund Fr. 2000 bis Fr. 2500 (wenn einer nun ein Bundesstipendium von Fr. 700, ein kantonales von Fr. 200 erhält, so braucht er immer noch Fr. 1100 bis 1600 aus der Tasche der Eltern oder aus seinem Sparheft).

Nun muss ich den jungen Menschen, die an eine solche Schule gehen, dringend ab-raten, unter Landsleuten zu verkehren. Es ist ein Übel von uns Schweizern, dass wir uns in der Fremde immer wieder an Landsleute halten, unser «Schwyzerdütsch» reden und unsern Jass klopfen. Dies ist alles recht für die Schweizer, die sich in der Fremde angesiedelt, dort ihre Familie gegründet haben und Schweizer bleiben wollen. Allein für die jungen Menschen, denen nur einige kostbare Monate oder ein bis zwei Jahre zur Verfügung stehen, um eine Sprache, um Land und Leute kennen zu lernen, ist dies von Schaden. Sie sollten alle ihre Zeit ausnützen, um die fremde Sprache



zu sprechen. Darum lobe ich denjenigen jungen Mann, der an der Schule des S. K. V. London immer nur englisch oder französisch sprach, und zuletzt stellte es sich heraus, dass es ein Deutschschweizer war, der dadurch verhindern wollte, dass sich ihm seine deutschschweizerischen Kameraden an die Rockschösse hingen.

Noch einen Rat möchte ich unsern jungen Freunden geben: Seid im Auslande nicht zu eingebildet, weil ihr Schweizer seid. Wir leiden nämlich unter einer gewissen Einbildung, und dies macht sich im Ausland oft bei jungen Menschen unangenehm bemerkbar. Der junge Mensch sollte sich anstrengen, die Gebräuche und Sitten des fremden Landes zu studieren und zu verstehen. Immer wieder wird er dann feststellen, dass auch jene Sitten und Gebräuche in jahrhundertalter Überlieferung wurzeln und Klima und Charakter des Landes, aber auch Temperament und Charakter des Menschen angepasst sind.

\* \* \*

### Der Photographenapparat

Als der Entschluss, ein Jahr in fremdem Sprachgebiete zu verbringen, bei mir feststand, liess ich mich von einem geschätzten Lehrer beraten, ob ich das Welschland oder Paris zu meinem Aufenthalte wählen sollte. — Es handelte sich dabei einzig um die Erwerbung gründlicher Sprachkenntnisse. — Beides wurde mir abgeraten mit der Begründung, die heute auch für mich feststeht: Nicht Welschland; dieses trennt zu wenig von der engern Heimat, und die Möglichkeit (Gefahr!), zu viel mit Deutschschweizern zusammenzutreffen, ist zu gross. Also über die Grenzen hinaus! Doch auch nicht Paris; dieses biete zu viel Ablenkung. Ein konzentriertes Arbeiten ist bei dem Großstadtbetriebe nicht möglich und ein Kontakt mit der Bevölkerung so gut wie ausgeschlossen. Empfohlen wurde mir ein kleineres Provinzstädtchen im Herzen Frankreichs. Ich folgte dem guten Rate und stand an einem schönen Frühlingstage wirklich in besagtem Städtchen. Ich muss noch vorausschicken, dass ich von Natur aus etwas schüchtern war, und es mir immer sehr schwer fiel. Bekanntschaften anzuknüpfen. — Was nun? Ich verschaffte mir auf dem Sekretariat der Universität ein Verzeichnis über Zimmer und Pensionen, da ich beabsichtigte, die Unterrichtskurse für die

Fremden zu besuchen. Nach kurzem Studium der Liste suchte ich auf dem Stadtplan die nächsten Strassen mit freien Zimmern und sprach mit starkem Herzklopfen bei der ersten Familie vor, und siehe, ich hatte Glück! Das Zimmer war noch frei. Ich wählte mir eine Pension, wo ich möglichst grosse Freiheit wahren konnte, und die hauptsächlich von Einheimischen besucht wurde.

Wie nun aber möglichst viel Gewinn aus dem Aufenthalt schlagen? In meiner anerzogenen Menschenscheu war für mich das grösste Problem, an richtige Franzosen Anschluss zu finden, woraus ich den grössten Nutzen erhoffte. Es gelang mir trotzdem bald, wertvolle Beziehungen zu schaffen mit Hilfe meines — Photoapparates. Ja, ja, diesem Wunderkästchen habe ich viel zu danken. In freien Stunden rückte ich damit aus in einen öffentlichen Park. Spielende Kinder zogen mich besonders an. Ich gesellte mich zu ihnen und fühlte mich trotz meiner noch geringen Sprachkenntnisse unbefangen. Sie waren vorzügliche Lehrer, diese Kinder, und ich möchte allen Sprachhungrigen warm empfehlen, möglichst viel deren Umgang zu suchen. Schliesslich knipste ich sie dann ab und versprach ihnen auf einen bestimmten Tag ein Bildchen. Ich achtete dabei darauf, nur gute Aufnahmen zu erzielen. Die Übergabe der Photos erfolgte vielfach in Anwesenheit von erwachsenen Angehörigen der Kinder, die sich durch mein Vorgehen gleich sympathisch zu mir einstellten, in mir den Kinderfreund erkannten und schliesslich mit einer höflichen Einladung in den engern Familienkreis herausrückten, der ich gerne Folge leistete. Ich wurde weitem Bekannten vorgestellt, musste wieder Bildchen knipsen und drang so unvermerkt, bescheiden und ehrenvoll vor bis in Professorenkreise. Hier konnte ich denn auch noch Deutschstunden erteilen und erhielt dagegen wertvolle Konversationsstunden von berufener Seite. Heute noch, nach Verlauf mehrerer Jahre, pflege ich schriftlich, zu meinem grossen Gewinn, die guten Beziehungen weiter.

Das war mein Weg. Ich folgte einer glücklichen Eingebung, als ich ihn einschlug. Ich habe damit mein Ziel erreicht. Ein anderer wird es auf diesem Wege wieder nicht erreichen, dafür auf einem vielleicht nicht weniger einfachen, der bei mir vorbeigeführt hätte. Meine Beziehungen führten schliesslich auch auf das Land hinaus, und die reich

behangenen Reben fanden zur Zeit der Weinlese in mir einen eifrigen Erlöser ihrer süßen Last. In kurzer Zeit hatte ich mir Dank meiner Idee, mit dem Photoapparat einen Eroberungszug zu wagen, Zugang in die verschiedensten Schichten der Bevölkerung verschafft und so neben der Umgangssprache Sitten und Gebräuche kennen gelernt, wie ich es mir nie vorher geträumt hätte. Dass ich dabei von meiner Befangenheit verlor, und es mir auch nachher in der Heimat leichter fiel, mit den Leuten zu verkehren, brauche ich wohl nicht erst zu sagen. Über die erworbenen Sprachkenntnisse wies ich mich in einer Prüfung aus, und das Ergebnis ermöglichte mir ein sofortiges Steigen in meiner Stellung.

### Schlusswort der Redaktion

*Besser ein gewandter Narr  
als ein heimischer Weiser.*

Die Kleinheit und Kargheit unseres Landes haben seit Jahrhunderten einen Teil unserer Jugend in die Welt hinausgetrieben, zuerst als militärische und später als kaufmännische Söldner. Und mit der Zeit ist es uns gelungen, aus der Not eine Tugend zu machen. Unsere Kenntnis anderer Völker hat uns geholfen, für unsere Waren fremde Märkte zu erobern und geistig die Rolle zwischenstaatlicher Mittler zu übernehmen, die ihren äussern Ausdruck in den internationalen Institutionen findet, die unserm Lande anvertraut werden. Unsere heutige Position können wir aber nur behaupten, wenn unsere Jugend für diese Aufgaben entsprechend vorbereitet wird. Dieser so dringend notwendigen Auslandspraxis stehen gegenwärtig Hindernisse wie noch nie entgegen.

Wir können heute im Flugzeug in weniger Stunden andere Länder erreichen, als es früher Tage brauchte, und trotzdem leben die Völker abgeschlossener als je. Wie ein Traum erscheint uns jetzt die schöne Vorkriegszeit, wo jeder von

einer Minute auf die andere irgendeinen Zug besteigen und fast in jedem Land der Welt von heute auf morgen sein Glück versuchen konnte.

Unsere Rundfrage, sowohl die gedruckten wie die vielen ungedruckten Beiträge haben eines mit aller Deutlichkeit gezeigt: Wo ein Wille ist, ist auch ein Weg. Wer ins Ausland will, kann auch heute noch ins Ausland. Der engmaschigste Paragraphenhag weist Lücken auf, durch die der Mutige durchschlüpfen kann. Ausserdem gibt es auch heute noch vereinzelte Länder, welche einer Einreise von Ausländern zur Arbeitsannahme keine Schwierigkeiten in den Weg stellen, man muss sich nur die Mühe nehmen, sie herauszufinden. Der junge Auswanderer darf nur nicht zu wählerisch sein. Er darf sich nicht darauf versteifen, am fremden Ort eine « standesgemässe » Betätigung zu finden, oder gar eine Betätigung in seinem eigentlichen Fach. Gerade in diesem Punkte sind unsere jungen Schweizer viel zu ängstlich. Ein Jahr, zwei Jahre spielen in der beruflichen Karriere gar keine Rolle.

Alle, welche die Materie kennen, sind sich darüber einig: Ein Auslandsaufenthalt ist nur dann voll fruchtbar, wenn man in dem betreffenden Lande arbeitet. Was ein junger Mensch braucht, ist gerade, dass er aus der Treibhausatmosphäre der Schulen und Kurse weggerissen wird, dass er lernt « fremdes Brot essen ». Ein Besuch der London University ist recht und gut, aber zehnmal besser ist ein Besuch der « University of hard knocks », der Universität der harten Püffe, der Schule des Lebens.

Der Auslandsaufenthalt soll ja nicht nur dazu dienen, andere Völker kennen-

zulernen, ebenso gross ist sein Einfluss auf die Charakterbildung. Er macht den Jüngling zum Manne. Er soll jene so nötige Loslösung vom Gängelband der Mutter vollbringen, die vielen ihr ganzes Leben lang nicht gelingt.

Das gilt nicht nur für junge Männer, sondern auch für junge Mädchen.

Fast alle Einsender sind sich darüber einig, dass Familienanschluss das Wünschenswerte sei. Wenn man eine einzige Familie in einem andern Lande genau kennt, so lernt man das Land besser kennen als durch den Besuch noch so vieler Vorträge, Museen, Cafés und Nachtlokale. Gerade in diesem Punkte sind die meisten jungen Menschen leider nur schwer belehrbar. Sie suchen, wenn sie ins Ausland gehen, dadurch gerade dem Zwang der Familie zu entfliehen. Sie merken gewöhnlich zu spät, dass der Traum der ungebundenen Freiheit viel zu teuer erkaufte wird durch lähmende, unfruchtbare Isoliertbeit.

Gewiss birgt ein Auslandsaufenthalt für einen jungen Menschen Gefahren in sich, aber das ganze Leben ist nun einmal voll solcher Gefahren. Auf schlimme Wege kann ein Mensch im kleinsten Dorf so gut geraten wie in einer Großstadt. Wir Eltern sollten deshalb nicht zu ängstlich sein und unsere Söhne und Töchter nicht abhalten, sondern ermutigen, wenn die Auslandspläne festere Gestalt annehmen.

In kaufmännischen Kreisen, wo die Erforderlichkeit der Sprachkenntnisse jedem klar ist, erkennt man die Notwendigkeit eines Auslandsaufenthaltes im allgemeinen viel eher als in andern Schichten. Aber gerade für unsere jungen Lehrer, unsere Pfarrer, unsere Beamten, wäre das Jahr in der Fremde ebenso nötig und ebenso wichtig.



## Fürchten Sie sich nicht zu lächeln!

**Auch Ihr Lächeln kann strahlend sein, wenn Sie Ihren Zähnen auf diese neue Weise blendenden Glanz verleihen!**

Pepsodent wirkt auf zweifache Weise: es entfernt den Film von den Zähnen und poliert den Zahnschmelz auf Hochglanz. Aus diesem Grunde sind mit Pepsodent gepflegte Zähne so auffallend schön.

Film ist ein schlüpfriger Belag auf Ihren Zähnen, welcher Bakterien beherbergt und sie in enger Verbindung mit dem Zahnschmelz hält. Film absorbiert von Speisen und Tabak herrührende Flecken und lässt die Zähne unansehnlich erscheinen. Die Entfernung des Films ist wichtig. Das Aussehen Ihrer Zähne hängt ausschliesslich von der Zahnpasta ab, die Sie verwenden. Pepsodent befreit Ihre Zähne von Film und verleiht ihnen unvergleichlichen Glanz.

Besorgen Sie sich noch heute eine Tube Pepsodent! Es wirkt harmlos und schonend.

Verlangen Sie zur Probe eine 10-Tage-Gratis-Mustertube von O. Brassart Pharmaceutica AG., Zürich, Stampfenbachstrasse 75.



Die spezielle  
filmfernde Zahnpasta.

5001